

W Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 256.

Dienstag, 2. November

1926.

(20. Fortsetzung)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Sogar das Gesicht Fischers, des sonst so gelassenen Kommissars Fischer, versärbte sich vor Wut. „Teufel noch einmal! Es wird ja immer toller. Wir suchen dieses Frauenzimmer wie die Stiefnadel im Heuhaufen. Wo steckte sie in der Zwischenzeit? Bei Ihnen, Myladon! Und sein hat sie die Sache diesmal gemacht!“

Dem ungarischen Kriminalisten fielen die spöttischen Worte des alten Lecoq ein: „Ob Mary, die Unglückliche, noch in dem geraubten Bett schläft?“ Wiederum hatte der mit allen Wassern gewaschene Kriminalist Lecoq den Nagel auf den Kopf getroffen, noch ohne Näheres zu wissen. Natürlich war Kitty Wood im Bunde, ein Mitglied der Gaunerbande, und hatte diesen frechen Raub ausbaldeiert.

„Sieze Maiet, Klara Obst, Kitty Wood alias Mary Walker und so weiter . . . dreizehn Einbrüche, dreizehn Namen!“ brummte der Kommissar.

„Was heißt „alias“?“ wollte Lady Cadell wissen. „Das klingt ja kriminell. Mary hat sich auf eine Annonce gemeldet . . . Gott, wenn ich sie nur mit ins Konzert genommen hätte! Aber ihre Migräne musste sehr stark sein.“

„Außerordentlich stark, diese Migräne!“ nickte Dr. Binger. Er war zerstreut, die von dem Beamten mitgebrachten Polizeihunde winzelten vor dem Haus. „Wenn ich nur etwas fände . . .!“ Mit den Händen in den Taschen ging er aus dem Zimmer, in dem nur noch der erbrochene Geldschrank in der Ecke und ein gewisser, duftender Damenhandschuh auf dem Boden waren. Er schritt durch alle Räume. Jede Tür war beschädigt, ihr Schloß geschmolzen. Zumal der Geldschrank unten bewies, wer die Diebe waren. Die eine Seitenwand aus stärkstem Stahl war verschwunden, wie in die Luft geblasen. Dort war das Fach mit den indischen Juwelen. Kitty Wood, alias Mary Walker, war gut unterrichtet. Sie hatte den Dieben natürlich die Haustür geöffnet.

Ob man so gründlich gewesen, auch die Palmen aus dem nahen Gewächshaus mitgehen zu lassen?

22. Kapitel.

Die Schildkröte.

Als Dr. Binger durch den nächtlichen Garten der Villa schritt, wäre er beinahe gefallen. Mit einem unterdrückten Fluch richtete er den Strahl der Taschenlampe auf das Hindernis, um aufzulachen.

Eine riesige Schildkröte war es. Die hatten die auf jeden Wert erpicht Den Diebe übersehen, weil sie — zufällig selbst auf nächtlichen Raub ausgehend — das große abseits des Weges stehende Terrarium verlassen. Während in der Villa indische Edelsteine geraubt wurden, hatte sich die beinahe 2 Meter lange, schwergängige, alte Dame neben dem Springbrunnen mit einigen besehenden Pflanzen und Krebsen begnügt.

„Dein Glück, Freundin!“ lächelte Dr. Binger. „Ich wette, du wärest sonst morgen abend Ragout oder Turtle soup, die bei Schildkröten nicht ungewöhnliche Seelenwanderung . . .“

Sinnend stand er dann vor dem verwaisten Terra-

rium, um einen Jubelruf auszustoßen. „Heureka!“ Ob er endlich auf den Schachzug gekommen war, der die Diebe der Zwölf Nächte samt ihrer Königin matt setzen mußte?

„Kun jehlt nur noch eins . . . der Deckel . . .“ Suchend blickte er sich um, ah, das Gewächshaus . . . Mit langen Schritten verschwand er in seinem Zimmer.

Als er wieder das Zimmer betrat, in dem sich der Handschuh der spöttischen, siegesicher Dina Reimers befand, machten die Beamten große Augen.

Dr. Binger trug mit einem verblüffti drehblidenden Schuhmann eine schwere Last.

Die Behausung der Schildkröte, das Terrarium. Darin hockte einer der Polizeihunde, und der Deckel des gläsernen Gefängnisses — eine große Glasplatte — lag luftdicht, war an den Rändern sorgfältig mit Kitt verklebt.

„Hm“, meinte der Kommissar. „Vänger als eine halbe Minute“ dürfte die brave Thella nicht mehr zu leben haben . . .“

„Es dauert nur zehn bis zwanzig Sekunden“, hastete der andere, riß den Deckel mit einem Ruck auf, warf den Handschuh einer schönen Frau in den Glaskasten, fuhr mit dem Handballen über den noch feuchten Kitt und bat den anderen Träger, jetzt möglichst schnell auf die Straße zu eilen. „Und möglichst weit! Wissen wir doch nicht, wie stark die chemische Imprägnierung der Türschwellen und Fensterbänke in die Entfernung wirkt . . .“

„Sind das noch Menschen?!“ jammerte Lady Cadell und tauschte mit Fifi einen empörten Blick. „Wir werden jetzt ein Hotel aufsuchen, und du brauchst in keinem Glaskäfig zu ersticken, mein süßer Liebling.“

Mehrere hundert Meter weit heizte Dr. Binger den stolpernden Schuhmann. Bis er an dem matten Blick des eingespererten Hundes sah, daß es Zeit war, ihn zu befreien und zur Vollendung seines Meisterstücks aufzugeißen.

Wieder wurde der Deckel hochgerissen. Thella entsprang hastig ihrem Gefängnis, mit einem Zehen Leder im Maul. Der Hund hatte in der Zwischenzeit Rache an diesem Objekt genommen, dem er bisher die qualvolle Einschließung verdankte.

Kommissar Fischer langte leuchtend an. „Hatte schon Angst, Sie in der Stadt mit einem toten Hund zu finden . . . Noch gut abgelaufen. Was nun? Soll der Spaß weitergehen?“

„Jetzt wird es ernst.“ Dr. Binger knöpfte sich den Mantel zu. Der Nachtwind begann eifrig zu wehen. War doch der strahlende Sommer vorbei. Herbstliche Blätter rieselten hernieder. Stinkender Nebel lag auf den Feldern, wob im nahen Walde um Stamm und Strauch gejagsternde Gestalten. Der Mond war schlafen gegangen. Auch von den anderen Himmelslichtern verlöschte eines nach dem anderen, ward von düsteren Wolken eingehüllt . . .

Dr. Binger fröstelte zusammen. Ob es nur Minuten oder noch Stunden dauern würde, bis zwei funkelnde Augensterne ihren triumphierenden Glanz einbüßen,

schwere Lider sie verhüllen würden? Die Augen einer Dina Reimers . . .

Er hatte Angst vor dieser letzten Auseinandersetzung. Weil er, der Mann, beim Siege über eine schöne Frau einen heimlichen Stich in der linken Brustseite verspüren würde? Der Polizeihund hatte eine Spur aufgenommen . . . Er raste förmlich an der knappen Leine . . .

Doch Dr. Binger kam bei der tollen Jagd gar nicht dazu, sich Rechenschaft über etwaige Gefühle abzulegen, geschweige denn, weichherzigen Sentiments den Vortritt zu lassen. Er war nur mehr Beamter . . .

Und dieser ließ ihn zu Beginn der Jagd rufen: „Halten Sie die Revolver bereit, meine Herren!“

Und als er am Ende der leuchtenden Jagd höflich den Hut zog, mit den Worten: „Ich werde Ihnen Handschuh dem Kriminalmuseum schenken, Fräulein Reimers . . . Mister Meclean, bitte die Hände über den Kopf!“ war er eisig, wie soeben einem kalten Bade entstiegen.

Diese Worte fielen in einem verschwiegenen Separée der Stadt. Auf dem apart gedeckten Tisch stand Selt. Soeben eingegossen, Er prickelte und mosste noch. Der Schein der Ampel lag verheißend auf den hüpfenden und springenden Teufelchen des süßen Weines. Ihr Schein lag aber auch staunend und ungläubig, beinahe eifersüchtig auf dem augenblendenden Glitzern und Funkeln der indischen Brillanten.

„Sind Sie Kenner, kleiner Doktor?“ lächelte Dina Reimers. Sie brannte sich gelassen eine Zigarette an, die sie einem goldenen Etui entnahm. „Oder kommen Sie gar als Käufer? Doch fürchte ich, selbst die auf meinen Kopf ausgesetzte Belohnung — Sie bekommen Sie natürlich — wird nicht ausreichen . . .“ Sie befand sich in einem königlichen Gewand aus weißen Crêpe de Chine, war tief decolletiert und ihre Wangen brannten.

Dr. Binger wandte sich absehend ab. Ihn interessierte augenblicklich mehr der Herr in dem gut sitzenden Smoking. „Wo ist Kitty Wood, alias Mary Wolfe?“

Meclean entfärbte sich, trat bestürzt einen Schritt zurück.

Dina Reimers lachte melodisch. Sie öffnete ihr goldenes Etui nochmals. „Antworten Sie doch, Meclean! Sie können ja dabei rauchen . . .“

Dr. Bingers Augen fliegen von der einen Lächlenden zu dem anderen Zitternden.

„Ich verstehe“, sagte er endlich heiser. „Fräulein Reimers ist die Mutigere. Schicken Sie bitte sofort nach einem Arzt, Herr Kommissar. Mister Meclean wagt nicht den Selbstmord. Reicht Ihr Mut wenigstens zu einem Geständnis?“

Der Engländer hatte sich wieder gesahnt. Er schüttelte trocken den Kopf. „Ich erwarte Ihre Beweise.“

„Sie sind beinahe so dumum wie Kitty“, lächelte die schöne Frau mit geschlossenen Augen. „Dr. Binger hat sie ja schon.“ Für kurze Zeit richtete sie noch einmal die großen, blauen Augen auf den vor ihr Stehenden. „Es würde mich nur noch eines interessieren: Sie haben entdeckt, daß Glas — —?“

Seine Antwort nahm die schnell aus dem Körper einer Göttin fliehende Seele nicht mehr auf.

(Fortsetzung folgt.)

Getrost!

Hörst du den dunklen Regen tropfen
Eintönigen Gesang,
Das Leid an deine Pforte klopfen
Mit weitem Klang?

Trüb schattet Dämmer unterm Schweifen
Fablgrauer Wollensballen.
Du fühlst den Schmers dein Herz erzreisen
Mit Würgekrallen.

Allein getrost! Der feuchten Erde
Entatmet Fruchtbarkeit.
nd mit des Kummers Gramgebärde
Wirkt Kraft das Leid.

So tief es reist, es gleicht dem Pfus,
Der Aderhollen bricht.
Der Same, den es erdwärts trug,
Reimt auf zum Licht.

Heinrich Heine.

Der Angelhaken.

Aus dem Russischen von Minna Rubinst.

Der kleine Grisha wollte mit der Angel Tauben fangen, es gelang ihm aber nicht; unmutig brachte er die Angel, auf der er eine Erbse befestigt hatte, nach der Kinderstube. In diesem Augenblick eregte ein Affe auf dem Hofe seine Aufmerksamkeit, er warf die Angel hin und lief hinunter, um sich die Vorführung in nächster Nähe anzusehen. Dunoscha, das Kindermädchen, der die Wartung des zehn Monate alten Kolia oblag, ließ das Kind allein und lief Grisha nach. Als Mama ins Zimmer trat, bemerkte sie, daß der Kleine etwas herunterwürgte; sie stolperte über einen Gegenstand, der sich bei eingehender Besichtigung als die Angel erwies; sie untersagte sie einer genauen Prüfung und vermißte das Häufchen. Sofort sog sie den Schluss, daß Kolia ihn samt der zerquetschten Erbse verschluckt habe.

„Kommt nur schnell her, schnell!“ schrie die Mutter, indem sie das Kind beim Kopfe fasste und mit dem kleinen Finger in seinem Munde herumtastete. „Gott im Himmel! Der Kleine hat den Hals heruntergeschluckt!“ rang sie verzweifelt die Hände.

Jetzt begann Kolia laut zu schreien.

„Was ist denn geschehen?“ fragte besorgt der durch das Geschrei ins Zimmer getriebene Vater. „Was ist denn eigentlich passiert?“

„Der Hals!“ schluchzte die Mama, schnell zum Doktor! Unser Kolia hat den Angelhaken verschluckt! Ach, du mein Gott!“

„Unmöglich!“ meinte der Vater.

„Hole schnell den Arzt!“ rief die Mama. Und wieder fuhr sie mit ihrem kleinen Finger im Munde des Kindes herum; Kolia würgte sich und wurde blaurot im Gesicht.

„Geht mir das Kind!“ sagte der Vater, und riß das Kind aus den Armen der Mutter und stellte ihm seinen langen Finger in den Mund. „Der Teufel hole euch alle! Niemand kümmert sich um den Kleinen! Wo steht denn das Kindermädchen nur wieder?“

Dunoscha eilte geschwind herbei, sie riß das Kind aus den Händen des Vaters und indem sie mit dem Säugling ans Fenster ging, damit sie besser leben könnte, fing auch sie an, mit dem kleinen Finger Untersuchungen anzustellen.

„Holt den Doktor! Um Gotteswillen, holt schnell den Doktor!“ schrie Mama wieder und war nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren.

Das Kind wimmerte, wand sich aus den Händen des Kindermädchens, wurde blass und zitterte. Der Vater schlug die Tür hinter sich zu und stürzte zum Arzt.

„Warum muß das gerade bei uns passieren!“ dachte er auf dem Wege.

Jetzt erschien auch Tante Alexandra, die stets schwarz gekleidet ging, bei dem Kleinen. Sie betreuzigte sich, trat zu Kolia und weinte ebenfalls.

„Versuch doch einmal, den Hals des Kleinen mit etwas Öl einzureden, vielleicht hilft das“, riet sie ihrer Schwägerin.

„Sehen Sie nur! Kolia hat Blut im Mundel!“ rief das Kindermädchen erschrockt, indem sie ihrer Herrin den blutigen Finger entgegenstreckte.

Die Mutter riß das Kind an sich und bestieg weinend legte sie es an die Brust. Das Kind trank gierig. Müde vom Weinen und der Unruhe schließt es schnell ein; man legte es ins Bett und zog die Gardinen zu.

„Lieber Gott! rette mir meinen Liebling! Strafe mich lieber“, murmelte die Mutter ganz verstört.

Der Vater lehrte unverrichteter Sache zurück. Der Arzt war nicht zu Hause gewesen; wie man ja in der Regel in dringenden Fällen die Arzte nicht antrifft. Traurig kehrte er heim. Es schien ihm, als würde er bei seiner Rückkehr den Kleinen nicht mehr am Leben vorfinden, in Gedanken zieht er den Spieltisch auseinander, an dem er noch gestern abend einige Rubel vertrieben hat, breitet ein Tischtuch aus und legt den kleinen Sarg darauf, dann steigt er in den Wagen, stellt den Sarg auf seine Knie, und ohne Hut fährt er durch die ganze Stadt nach dem Kirchhof . . . und die Erdschollen rollen und fallen polternd auf das kleine Körpchen. Und sein Kolia ist dahin! Wie soll er das nur ertragen!

Mit Angst und Schreck blickt der Vater in das dunkle Schlafzimmer.

„Still!“ flüstert die Mutter, den Finger an die Lippen legend, indem sie den Kinderwagen hin- und herschiebt.

Das Kind ist also noch nicht gestorben . . . wird vielleicht gar am Leben bleiben . . . Was dann aber, wenn dieser unglückselige Angelhaken sich womöglich im Innern des Kindes festgelebt hat und es lebensfähig zum Krüppel macht? Ach, der Gedanke ist mehr als furchtbarlich!

Papa setzt sich an den Schreibtisch, stützt den Kopf in die Hand, und furchtbare Bilder, eins schrecklicher als das andere, stehen an seinem Geiste vorüber.

„Nein, er könnte einen derartigen Vorfall nicht ungestrafft vorübergehen lassen! War er doch ein Anhänger der liberalen Erziehung. Was würden nur Fröbel und Pestalozzi dazu sagen? Theorie bleibt Theorie, und man muss ein großer Idealist sein, um in einem derartigen Falle von der Notwendigkeit einer Strafe abzusehen.“

Er sprang auf, in sichtlicher Entschlossenheit griff er nach dem Riemenschnalle und rief Grischka.

Jetzt wurde ein Klopfen vernehmbar. Schritte erklangen im Vorzimmer, und herein trat — Doktor Worobetschit. Papa zog zwei Rubel aus dem Portemonnaie, steckte sie in die linke Hand und ging dem Arzt entgegen.

Herr Doktor! Wie gut, dass Sie endlich kommen. Denken Sie nur; bei uns ist ein großes Unglück geschehen! Ach, helfen Sie!

Der Doktor besichtigte den Kleinen, fragte die Eltern über alles Mögliche und Unmögliche aus und meinte bedächtig, indem er die Brauen hochzog: „Die Tatsache, dass der Angelhaken fehlt, macht den Fall sehr ernst. In meiner Praxis hatte ich eine ähnliche Sache — ein Kind hatte einen Hosenknopf heruntergeschlagen, jedoch der Knopf hatte in der Mitte ein Loch, und das Kind blieb am Leben. Der Umstand, dass Kolia die Nahrung nimmt, beweist, dass der Angelhaken nicht in der Lebe sitzt, sondern schon nach dem Magen gegangen ist.“

Papa und Mama stand das Herz still bei dieser Eröffnung.

„In solchen Fällen empfiehlt die Wissenschaft es für ratsam, den Kindern Kartoffelbrei zu geben“, antwortete der Arzt. „Je mehr, desto besser!“

Schnell setzte sich das Kindermädchen hin und fütterte den Kleinen mit Kartoffelbrei. Anfangs nahm das Kind ihn gern, aber dann war er ihm zuwider und es begann zu weinen.

„Mehr, mehr“, sagte der Vater, „der Doktor meint, je mehr, desto besser!“

„Gib mir das Kind, ich werde ihn selbst füttern“, sagte die Mutter, und begann, Kolia von neuem Kartoffelbrei in den Mund zu stecken. „Ja, Liebling, ja!“

Das Kind würgte, wollte nicht mehr nehmen, strampelte mit den Füßchen und weinte bitterlich.

„Lass mich ihn jetzt füttern“, sagte der Vater, „ich habe eine leichte Hand.“

Und jetzt gab Papa dem Kleinen Kartoffeln zu essen. Kolia weinte unaufhörlich. Abends trat Fieber hinzutreten, und es war klar, dass das Kind schreckliche Schmerzen im Leibe hatte. Alles im Hause drehte sich um den kleinen Patienten. Mama und das Kindermädchen weinten; Papa ging aufgeregt im Zimmer auf und ab und wiederholte: „Da ist's! Da ist's wieder!“ — Und klar und deutlich stand vor seinem inneren Auge das Bild, wie sich bei dem armen Kleinen der gräßliche Angelhaken im Innern festgelebt hatte und ihn furchtbar peinigte.

Die ganze Nacht hindurch währten die Qualen des Kindes. Um nicht zu hören, schloss sich Papa in sein Zimmer ein und schlief erst gegen Morgen auf dem Schlafsofa ein. Als er erwachte, war es hell und ringsherum, und nur im Salon vernahm er Schritte, das Murmeln des Kindermädchen und ein eigenartliches Geräusch.

Papa begab sich nach dem Salon und traute seinen Augen kaum: das Mädchen hielt in ihren Armen den völlig genehmten Kolia. Er lächelte und schlug mit voller Kraft mit Papas Lineal auf den Stuhl.

„Gegen Morgen gab die gnädige Frau Kolia Rizinusöl ein, und da ist ihm leichter geworden“, erklärte Dunoscha. „Den Haken konnte Madame nicht entdecken, aber die Erbse sah sie mit eigenen Augen.“

Mama erwachte, trank ihren Tee, Dunoschas Gesang erklang, und das Leben ging seinen gewöhnlichen Gang. Das Stubenmädchen holte den Morgentod der Gnädigen zum Bürtchen heraus. Plötzlich stürzte es unerwartet ins Zimmer und rief: „Sehen Sie, Madame! Hier am Saum Ihres Kleides hängt der Angelhaken, gestern sind Sie den ganzen Tag damit umhergelaufen!“

Alle umringten das Mädchen, um mit eigenen Augen das Corpus delicti zu sehen. Nur Grischka schielte ängstlich nach Papa hinüber, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, schleunigst das Zimmer aus Furcht vor Strafe.

Das hohe C.

Aus meinen Erinnerungen.
Von Ernst Meyer-Helmut.

Grausamer als alle Raubtiere — kann ein Publikum sein! Je südlicher der Himmel — desto grausamer! So etwas, wie ich in der Scala in Mailand 1883 bei einer „Troubadour“-Aufführung erlebte, steht wohl als Grausamkeit einzig da.

Ich war mit meinem Gesanglehrer, dem alten Feuerloß Barefi, im Theater. Ein spanischer Tenor, Martin hieß er, gastierte als Manrico. Gleich im ersten Akt fing das Publikum an, über ihn zu lachen. Weder seine Persönlichkeit, noch seine Stimme gefielen. Barefi, eine in ganz Italien populäre Persönlichkeit, Verdis erster Rigoletto, ein alter Garibaldianer, rückte nervös auf seinem Sessel herum. In den Logen unterhielt sich das Publikum ganz ungeniert. Sobald aber Leonore und Luna sangen, war sofort Ruhe, und beide, die allerdings großartig waren, ernteten spontanen Beifall.

Der arme Manrico wurde wirklich immer nervöser. Als nun der große Knallsekt, die Stretta, näherkündigte, trat mit einem Mal, wie verabredet, Totenstille im Hause ein. Martin, der Unglückliche, nahm sich furchtbar zusammen, und o Wunder, die ersten Töne: „O teure Mutter, du sollst nicht sterben!“ sang er mit bravurösem Schwung. Sofort war die Stimmung im Publikum eine andere. Sogar ermutigende Bravorufe erlangten. Die Damen hörten auf, sich zu lächeln und beugten sich nach vorn, die Herren standen in den Logen auf. Ein mehr als zweitausendköpfiges Publikum lebte dem großen Moment, dem hohen C, entgegen!

Je näher er dem hohen C kam, desto schöner klang die Stimme Manricos; immer näher, immer näher rückte der Moment heran. Das Publikum war aufgeregt wie beim Finale eines Rennens; auch der alte Barefi erhob sich, das ganze Parlett stand auf; wieder erlangten ermutigende Bravorufe — da zog Manrico den Degen aus der Scheide, erhob den Arm — das Publikum hörte auf zu atmen — jetzt, jetzt — jetzt — das hohe C! — Ein Knalls, das hohe C kippte um! ... Was nun kam, war furchtbar. — Für den armen Martin und für mich, denn ich war ja nicht so vorbereitet auf solche Szenen, wie das italienische Publikum. Eine Sekunde Totenstille, dann brach ein Hohngelächter aus, wie ich es nie gehört hatte. Oben auf der Galerie machte jemand das Umschlagen des hohen C nach. Wieder brach eine Lachsalve aus. Das Publikum rief: „Balla! Balla! Il Ballo! Il ballo!“ Der unglückliche Manrico stürzte von der Bühne, das Orchester brach ab, und der Vorhang fiel. Das Publikum tobte noch minutenlang wie ein aufgeregtes Meer.

Ein anderer Kapellmeister erschien, der Vorhang ging auf und Il ballo, das Ballett, stieg.

Der arme Martin! Wäre ihm das hohe C gelungen, er wäre bei der Stimmung, die das Publikum während der Stretta ergripen — beispiellos gefeiert worden!

Man erzählt, dass in Brasilien einem Tenor als Manrico dasselbe passiert sei, nur dass der Ausgang tragischer war. Ein in seinem Wonnerausch der Erwartung enttäuschter Hiskovi soll seinen Revolver aus der Tasche gezogen und von seiner Loge aus den Manrico einfach niedergeschossen haben. Nach dem, was ich in Mailand erlebt — ist das wohl möglich ... und — „se non e vero e ben trovato!“

Die Zechbrüder.

Chinesisches Trinklied von Li-tai-pe. Nachgedichtet von Ludwig Lang.*)

Ich sit' in der blühenden Laube
Im Dunkel und trinke den Wein,
Da breitet sich Helle im Garten,
Von tausend, ich bin nicht allein!
Der Mond steigt über die Dächer
Und lächelt im goldenen Schein,
Und gleich als Dritter im Bunde
Kommt zu mir mein Schatten herein.
Der Mond, der möchte gern trinken,
Da lach' ich, das er's nicht kann,
Und gleich auch schmeichelt mein Schatten
Sich an meinen Becher heran.
Zu Hilfe muß ich ihnen kommen
Und stelle für drei meinen Mann.
Wie bald reiht Blüten und Blätter
Zusammen der Herbst, der Tyrann.
Der Mond lacht zu meinen Liedern,
Als könnt' er die Verse versteh'n,
Und an den Wänden da seb' ich
Den Schatten im Kreise sich dreh'n.
Ich glaube, ihr seid schon betrunkn,
Dram wollen wir schlafen jetzt geh'n,
Und morgen abend, ihr Freunde,
Wollen bier wir uns wiederseh'n.

* Wir entnehmen das vorstehende Gedicht mit Erlaubnis des Verlages Died und Ko. in Stuttgart der soeben in 11. neubearbeiteter und bis auf die neueste Zeit ergänzten Neuauflage von Scherr's „Illustrierte Geschichte der Weltliteratur“. Der erste Band ist bereits erschienen.

Die Welt der Frau

„Wie alt bist du?“

Eine kinderfreundliche Plauderei.
Von Frida Schanz.

„Ich bin doch noch gar nicht alt! Ich bin doch noch ein ganz kleines Mädchen,“ antwortete neulich ein noch nicht dreijähriges, mit sehr liebes, gescheites Blondinchen einer älteren Freundin ihrer Mutter auf eine der vielen törichten, müßigen Fragen, mit denen Erwachsene so häufig fröhliche Kinder ge-dankenlos quälen.

Das Kind wird ja, sobald es sprechen kann, meist von seiner auf tadellose Kindererziehung bedachten jungen Mutter eindringlich gedrillt, die richtige Antwort auf die lästige Frage zu geben. Über die Mutter gibt sie selbst lächelnd für das Kind, das selbst noch nicht zählen kann, auch nicht weiß, was ein Jahr ist und bedeutet.

„Es bin zwei Jahr!“

„Drei Jahr!“

Dieses dreijährige Kind mag, wenn ihm die Sache richtig erklärt worden ist, wohl auch allmählich den richtigen Begriff in sich formen, was drei Jahre alt sein heißt. Dreimal hat es schon den Weihnachtsbaum brennen sehen. Auf das eine Mal bezügt es sich ganz genau, auf das andere Mal vielleicht verirrt geworden. Dreimal ist der Osterhase gekommen. Drei Geburtstagslichkeiten stehen, als ihm das neue Kittelchen, das weiße Fellschundchen und der schöne Ball beschert wurden, in seinem Kuchen. Es erinnert sich: so etwas ähnliches war schon einmal da: Mutter versichert ihm: sogar schon zweimal, — vom erstenmal wußte es nur nichts. An seinem Fingerchen macht sie ihm klar: „ein, zwei, drei Jahr ist unser Schatz jetzt“ — und ganz unvermerkt sentzt sich dann wohl der richtige Begriff in den jungen Geist. — Das Kind kann schon einigermaßen mit Bewußtheit die Frage nach seinem „Alter“ beantworten. Ein ganzes Jahr lang hat es Zeit, sich die richtige Antwort einzuprägen. Dann kommt ein neuer Geburtstag mit Lichten und schönen Sachen; und es macht dem jungen Menschen entschieden Eindruck, daß es nun auf einmal anders heißt: — „Vier Jahr!“ Sich von der lange eingebüßten drei zu trennen, geht aber nicht einmal so leicht.

„Ich bin drei Jahr; — jetzt aber auch schon vier,“ — antwortete ein kleiner Bursch im kinderfreien Stadtpark vor meinem Fenster neulich mit lautstaliender festen Stimme einen fragenden Onkel.

Eine andere niedliche Antwort habe ich auf diesem meinem lieben Beobachtungsfeld ein anderes Mal gehört:

„Ich bin halb fünf!“

„Und ich bin dreiviertel sechs,“ brachte ein kleines lustiges Mädchen, die sich über den Halbfünfser ein bisschen lustig machen wollte, dagegen auf.

Die wussten beide schon etwas mehr von Zahlen und Leben. Im Wetstreit bewiesen sie einander an der großen Rathausuhr, die vom ragenden Turm auf den Spielplatz herabwies, daß sie fröhre, gescheite Leute waren, die lange vorher einen Schulgang die Uhr schon kannten, mit dem Gang des großen und kleinen Zeigers wohl Bescheid wußten.

Auf den Tag genau kann so ein kleines Gescheitchen an seinem ersten Schultag dem Lehrer auf die Frage: „Wie alt bist du?“ Bescheid geben. Durchbar wichtig und gesprächig vorwurdet die noch undisziplinierten Gebildeten unter den ABC-Schülern an diesem denkwürdigsten Tag ihrer Kindheit ihr Wissen heraus.

„Ich bin am 15. März 6 geworden; meine Schwester ist 8, mein großer Bruder wird am 8. August 13.“

„Herr Lehrer, nich wahr? wenn's weiter nichts ist! Meine Mutter die ist sogar schon 25“ —

„Und meine Großmutter 50, bald so viel wie 100 — —“

„Herr Lehrer, wie alt sind Sie denn?“ Durch ein energetisches Ruhegebielen wird diese interessante Unterhaltung mit scharfem Schlag beendet.

In klarer Ordnung und Zucht soll von nun an gelernt werden. In ein paar Tagen wird nicht einer unter den kleinen Bande sein, der nicht genau weiß, was er antworten soll, wenn ein wissbegieriger Großer fragt: „Wie alt bist du?“

Große Wäsche und Reinmachen.

Waschtag haben für alle Familienmitglieder etwas Unge-mütliches, aber sie sind ein unvermeidliches Übel. Sache der Hausfrau ist es, die Arbeit an diesem Tage so einzurichten,

dab sie im Haushalt so wenig Unruhe wie möglich verursacht. Dazu ist es nötig, daß alles gründlich vorbedacht wird. Nur die allernotwendigsten Haushaltarbeiten werden an diesem Tage verrichtet. Dazu gehört das Aufräumen des Schlafzimmers. Die Wohnung kann deshalb doch in Ordnung sein, so daß der Hausherr und berufstätige Söhne und Töchter bei der Heimkehr ihre gewohnte Ruhe finden. Alle Einkäufe müssen am Tage vorher gemacht sein, denn sie würden am Waschtag zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Das der Küchenzettel am Tage vorher bedacht wird, ist eine Selbstverständlichkeit, ebenso, daß das Mittagessen so weit wie möglich vorbereitet wird. Dabei sei die Hausfrau darauf bedacht, nicht immer die an Waschtagen üblichen Eintopfgerichte zu kochen. Eine Waschfrau, die von einem Hause zum andern geht, wird dankbar und zufrieden sein, wenn sie andere Speisen vorgesetzt bekommt, als die üblichen. Sie arbeitet dann lieber und somit schneller, sie wird auch immer gern wiederkommen, und den Vorteil hat die Hausfrau, denn angelernte Kräfte arbeiten schneller als neue. Etwas Kompost und eine einfache Süßwasser belasten die Wirtschaftskasse nicht zu stark, geben aber dem Mittagstisch einen ganz anderen Anstrich. Beides wird am Tage vorher bereitet. Nimmt die Hausfrau außerdem eine Kochliste zu Hilfe, so kann sie frühmorgens vorarbeiten und behält genügend Zeit, um noch bei der Wäsche zu helfen.

Ebenso unbeliebt wie der Waschtag ist bei allen Familiengliedern, besonders den männlichen, der Tag des Großemachens. Auch an diesem Tage kann die Hausfrau durch vernünftige Einteilung die Unruhe wesentlich verringern. Vor allem darf sie nicht alle Räume gleichzeitig vornehmen, so daß immer noch den Unbeteiligten ein gemütliches Winzelschen bleibt. Auch hier heißt es: vorbedenken und vorarbeiten! Die Gardinen sind vorher gewaschen und etwaige Schäden ausgebessert. Die Schränke werden vorher ausgeräumt und gereinigt. Das Essen wird vorbereitet und alles Handwerkzeug durchgesehen, so daß Bürsten, Besen, Tücher, Seife, Soda, Salmiak, Putzwasser, Essig, Stahlspäne, Bohnerwachs bereit stehen. Die Teppiche und Decken werden aufgenommen. Bilder und anderer Zimmergeschmuck werden gereinigt und staubischer beiseite gestellt, so daß am Morgen das Klopfen der Decken und Reinigen des Raumes gleich beginnen kann. Auf diese Weise wird viel Zeit gespart, und die Hausfrau, deren Kraft an solchen Tage schon stark in Anspruch genommen ist, hat nicht nötig, sich abzuhören.

Cläre Wirsig.

Die Seidenstrümpfe im Herbst.

Die neue Mode der kleinen zarten und ausgeschnittenen Halbschuhe, der seidenen Strümpfe und der kurzen Röcke ist nicht gerade geeignet, den Frauen einen besonderen Schutz gegen die Unbillen der Witterung zu gewähren, wie sie der Herbst mit Kälte und Regenschauern bringt. Nichts ist bekanntlich so krankheitsfördernd wie ein nasser und kalter Fuß. Der Mann, der mit warmen Strümpfen und starken Stiefeln ausgestattet ist, denkt nur mit Schaudern daran, wie die zarter besaiteten Frauen der rauen Witterung in ihrer düstigen und lustigen Fußbekleidung begegnen. Nun ist es allerdings den Frauen eher als den Männern möglich, sich bei sehr schlechter und kalter Witterung nicht den Erkältungsmöglichkeiten auszusetzen, da die Frauen nicht immer gezwungen sind, ohne Rücksicht auf die Witterung ihr Heim zu verlassen, wie der Mann, der seinen Geschäftshäfen nachgehen muß, ob es schneit oder regnet. Aber ein großer Teil der heutigen Frauen ist bereits werktätig und muß auch daran denken, sich gegen die Witterungseinflüsse zu schützen. Trotzdem haben aber auch unsere jungen arbeitenden Frauen keinerlei Neigung, auf die verschönernde Wirkung des kurzen Rödes, der seidenen Strümpfe und der zarten kleinen Schuhe zu verzichten. Es wird darum für die Frauen der Hinweis von Wert sein, daß nach Möglichkeit nicht kunstseidene Strümpfe benutzt werden sollen, sondern echte seidene, die ja auch heute nicht besonders teuer sind. Der echte seidene Strumpf hält nämlich fast ebenso warm wie ein wollener, während der kunstseidene Strumpf den Fuß kühl hält. Wenn die Frau noch ein übriges tun und sich zwei Paar Strümpfe übereinanderziehen will, was in bei der Zartheit der Strümpfe nicht sehr stark zur Vergrößerung des Fußes beitragen dürfte, dann ist sie, soweit es möglich ist, auch gegen die Kälte geschützt, vorausgesetzt, daß der Schuh nicht nassdurchlässig ist, denn ein nasser Fuß ist immer eine Erkältungsursache, auch wenn die Frau durch zwei Paar Strümpfe gegen den kalten Wind geschützt ist.